

John hielt einen Ast ins Feuer und steckte sich eine Zigarette an. »Die werden versuchen, uns hier rauszukriegen. Und dann werden sie alles zerstören, damit wir nicht wiederkommen.«

Er blickte in die Runde. Die meisten kannte er, denn sie waren schon lange im Wald. Drei Neuankömmlinge, die er noch nicht kannte. Und die Frau, die die Presse machte. Er hatte schon öfter mit ihr gesprochen, aber ihren Namen vergessen.

John war nicht von Anfang an dabei gewesen, sondern erst vor einem Jahr zu den Waldbesetzern gestoßen. Vor drei Jahren hatte eine kleine Gruppe radikaler Umweltschützer den Wald in der Nähe von Goldbach, einem kleinen Dörfchen in der Lausitz, besetzt, was auch immer besetzen heißen mag, aber so nannten sie das, in

Anlehnung an die Berliner Hausbesetzerszene, in der einige der Älteren aus der Gruppe früher aktiv gewesen waren. Sie waren im Wald, um, wie sie sagten, als lebende Schutzschilde die Bäume vor dem angrenzenden Tagebau zu schützen. Sie hatten Baumhäuser gebaut, dann Seilbrücken und Plattformen zwischen den Bäumen.

»Der Wald ist keine Goldgrube« war ihr Slogan, später kamen noch »Gold ist für alle da« und »Goldi bleibt« dazu. »Goldi bleibt« wurde schließlich zum Namen der Bewegung. Mit Unterstützung von Sympathisanten hatten sie eine Webseite aufgebaut. Auch in den sozialen Medien war »Goldi bleibt« aktiv: Die Waldbesetzer posteten Bilder ihrer Baumhäuser, berichteten von den Übergriffen der Polizei und baten um Sachspenden – Baumaterialien, Decken, Schlafsäcke, Essen.

Mit der Zeit wuchs ein Unterstützerkreis, und mehr und mehr Umweltschützer kamen in den Wald. So war in den letzten drei Jahren eine Vielzahl von Baumhäusern entstanden, regelrechte kleine Siedlungen, die Fantasienamen wie Peacetown und Anarcho-Village trugen.

Insgesamt hundert Baumhäuser gab es, in denen rund 300 Menschen wohnten, im Sommer mehr als im Winter. Jetzt, zu Beginn des Frühlings, füllte der Wald sich wieder. Jede Siedlung hatte einen eigenen Charakter. Es gab eine mit Stacheldraht geschützte kleine Trutzburg, in der die Anarchos hausten, es gab die mehrstöckigen Konstruktionen der Hippiekommunen, mit großen, offenen Balkonen, Schrebergartenhütten auf Bäumen, in denen Familien mit kleinen Kindern wohnten, und es gab eine Gruppe von

Baumhäusern, die nur Frauen offenstanden. Manche Besetzer hießen Besucher willkommen, zeigten ihnen den Wald, andere schotteten sich ab. Jede Gruppe organisierte sich selbst und gab sich eigene Regeln. Im Wald war ein kleines anarchisches Paradies entstanden, eine bunte Mischung sehr unterschiedlicher Menschen, die Autonome aus ganz Europa genauso anzog wie Öko-Aktivisten und Aussteiger aus der Region.

Diese Geschichte hat mit Nachhaltigkeit und Ökologie zu tun, mit Kapitalismus und mit Protest und natürlich auch mit Kunst; einer Kunst der Folgenlosigkeit, der Kunst, Dinge einfach sein zu lassen – und der Fähigkeit, zu wissen, wann Handeln dennoch nötig ist. Ich will von Menschen erzählen, die versuchen, ein möglichst folgenloses Leben zu führen, was auch immer das ist. Und von denen,

die sich dagegen wehren.

Dafür brauche ich Protagonisten, die unterschiedliche Entwicklungen durchlaufen, in Konflikte mit sich selbst und miteinander geraten. Lisa und Florian, John und Bernd, Cornelia und Issa – und viele mehr.

Ich bin weder John noch Florian oder sonst jemand in diesem Roman. Ihre Erlebnisse sind nicht die meinen und meine nicht die ihren. Ob sie den Adler und den Drachen kennen, weiß ich nicht. Aber mich verbindet eine – schmerzhaft – Erfahrung mit den Figuren dieses Romans: das Scheitern. Lange habe ich geglaubt, einen Beitrag zur Verbesserung unserer Gesellschaft leisten zu können. Besonders erfolgreich bin ich dabei bislang nicht gewesen.

Zwei Regeln galten im ganzen Wald: Fremden nicht das Gesicht zeigen und niemandem,